









# Beilage zur Vorprenkischen Zeitung.

Nr. 10.

Elbing, den 12. Januar 1896.

Nr. 10.

## Johann Heinrich Pestalozzi.

Ein Gedenkblatt zu seinem 150. Geburtstag.

Von E. v. Aue.

Nachdruck verboten.

Am 12. Januar 1896 feiern wir den 150. Geburtstag eines Mannes, der gleich einer sonnigen Bergespitze aus dem Nebel seiner Tage hervortritt, eines Mannes, durch welchen die Volksschule und das, was sie erstrebt, Volkserziehung und Volksbildung, im höchsten Maße gefördert worden sind. Es ist Johann Heinrich Pestalozzi, einer der größten Werkmeister am Bau der Volksschule.

Wie der Name verrät, stammten seine Vorfahren aus Italien. Ein aristokratisches Geschlecht, hatten sie um des Glaubens willen einst der Heimath den Rücken gekehrt und sich nach Zürich gewandt, wo Heinrich Pestalozzi am 12. Januar 1746 das Licht der Welt erblickte. Schon als sechsjähriger Knabe verlor er seinen Vater, der Wund- und Augenarzt gewesen war und seine Familie in dürftigen Verhältnissen zurückließ. Die Erziehung der Kinder blieb unter den Händen der Mutter und einer treuen Magd, Habel.

Unter der Obhut dieser beiden Personen wuchs der Knabe in stiller Zurückgezogenheit, die nur alljährlich durch einen mehrwöchigen Aufenthalt bei seinem Großvater, einem frommen Landpfarrer, unterbrochen wurde. Die ausschließlich weibliche Pflege begünstigte das Uebertwachen seines Gemüths- und Phantasiebens nicht weniger, als die Abperrung von der Außenwelt und den Eindrücken des praktischen Lebens. Bei reizbarem Gefühl und lebhafter Einbildungskraft der verständigen Aufmerksamkeit und scharfen Zucht des Gedankens erman- gelnd; leicht fassend, aber oft unbegreiflich gedankenlos; in einzelnen Fächern von den mittelmäßigsten Schülern übertroffen, in anderen auf seltene Weise ausgezeichnet; mehr geneigt zu gefühlvollem Eingriffenwerden von den Erkenntnisgegenständen als zur Einübung der Mittel ihrer Ausübung und doch zugleich für die höhere enthusiastisch belebt; ungemandt und unbehilflich, aber nicht ohne Selbstgefühl; manchen zum Spott und von ihnen „Heiri Wunderli von Thorliten“ genannt, doch von den meisten wegen seiner Gutmüthigkeit und Dienstfertigkeit geliebt; dabei voll des lebendigsten Rechtsgefühls schon in seinen Schuljahren: das ist das Bild des jugendlichen Pestalozzi, das derselbe, theilweise mit denselben Worten, noch im Alter von sich gezeichnet hat.

In der Erinnerung an das bei aller Sorge und Einschränkung doch glückliche Jugendleben Pestalozzi's haben wir die Reime zu suchen, aus denen der seinen ganzen Lebensgang beherrschende Gedanke hervorge-

wachsen ist, daß dem verwahrlosten Volke nur durch gute, treffliche Mütter geholfen werden könne.

Durch den alljährlichen Aufenthalt bei seinem Großvater, mit dem er häufig Besuche in der Schule und in den Häusern der Landleute machte, lernte er den traurigen Zustand der damaligen Schulen kennen, aber auch den legensreichen Einfluß erweisen, den ein treuer Seelsorger auf Haus und Schule auszuüben vermag, so daß in ihm der Wunsch rege wurde, sich einst dem geistlichen Stande zu widmen.

Bei seinem Großvater machte er aber auch die Beobachtung, daß die erst frisch und blühend aussehenden Dorfkinder nach kurzer Thätigkeit in den Fabriken bleich und elend einhergingen, wodurch der heisse Wunsch, zu helfen, in seinem jugendlichen Herzen erregt wurde.

Seine Träume von seiner bereinstigten Wirksamkeit fanden ihre Nahrung in der Schule, wo ihn seine Lehrer mit Begeisterung für das Alterthum und die Aufopferungskraft und Vaterlandsliebe seiner Helben, sowie mit Verachtung von äußerem Reichthum und äußerer Ehre erfüllten. In enthusiastischem Jugendringen trat er einem von Lavater und anderen gleichgefinnten Jünglingen gestifteten Bunde gegen Unge-

rechtigkeit und Unterdrückung bei. Seinen ursprünglichen Voratz, Geistlicher zu werden, gab er auf, weil er einen ausgedehnteren Wirkungsbereich durch das Studium der Rechte zu finden hoffte. Da er aber bald erkannte, daß er wegen seiner Theilnahme an den politischen Kämpfen keine Anstellung im heimathlichen Staatsdienst erhalten werde, so verließ er die Laufbahn des Rechtsgelehrten und faßte den Entschluß, Landwirth zu werden. Er ging zu dem durch seine Krappppflanzenungen berühmten Schiffell in Kirchberg bei Burgdorf. Schon nach einem Jahre glaubte er den Landbau hinlänglich zu kennen, um durch Einrichtung einer Musterwirthschaft vorthellhaft auf das Landvolk einwirken zu können. Unterstützt von einem Zürcher Handelsbause, kaufte er 1768 eine große Fläche wüsten Landes auf dem Virfelde bei Königsfelden im Argow, erbaute dort ein Landhaus nach italienischem Muster und gab seiner Besitzung den Namen Neuhof. Im folgenden Jahre vermählte er sich mit Anna Schultheß, der Tochter eines wohlhabenden Zürcher Kaufmanns.

Das Unternehmen in Neuhof ging aber schon nach wenigen Jahren zu Grunde. Da lenkte eine gütige Vorlesung die Gedanken Pestalozzi's auf das Feld der Erziehung und des Unterrichts. In seiner Noth kam ihm der Gedanke, mit dem Betreibe der Landwirthschaft eine Armenanstalt zu verbinden. Edeldenkende Menschen unterstützten das Unternehmen, so daß Pesta-

lozzi 1775 seine Anstalt eröffnen konnte. Es bestand die Absicht, die Kinder im Sommer mit Feldarbeit, im Winter mit Spinnen und Weben zu beschäftigen und sie dabei in allerlei nützlichen Kenntnissen zu unterrichten. Allein verschiedene Umstände vereinigten sich, um dem edlen Unternehmen ein frühes Ende zu bereiten. Viele Kinder waren verwöhnt und faul; sie entliefen, von ihren unverständigen Eltern entführt, sobald sie neue Kleider erhalten hatten. Die Behörde that nichts, um Pestalozzi gegen solche Verachtelung zu schützen. Dazu kam, daß ihm — nach seinem eigenen Geständniß — das praktische Geschick fehlte, die Anstalt zu leiten und die Kinder zweckmäßig zu beschäftigen. Er wollte im Fluge Ziele erreichen, die nur durch zähe Ausdauer langsam zu erklimmen waren. So war Pestalozzi trotz der erheblichen Geldopfer, die seine eble Gattin dem Unternehmen dargebracht hatte, genöthigt, die Anstalt nach fünfjährigem Bestehen aufzulösen.

Nun folgten 18 Jahre bitterer Noth und scheinbarer Ruhe, aber leere Jahre waren es nicht. Pestalozzi hat während derselben große Geisteskräfte eingelammelt und durch eine Reihe von Werken bedeutende Worte zu seinem Volke geredet. Zuerst erschienen „Die Abendstunden eines Einsiedlers“, eine Reihe abgeriffener Sätze, die aber unter sich den innigsten Zusammenhang bilden und das ganze Programm seiner späteren Wirksamkeit enthalten. Leider wußte die große Menge diese werthvolle Gabe nicht zu schätzen.

Aber eine andere Schrift Pestalozzi's drang bis in die entlegenste Hütte und eroberte im Fluge alle Herzen; es war „Menhard und Gertrud“, ein Volksbuch, das noch jetzt seines Gleichen sucht: Stoff und Darstellung nicht gemacht, sondern erlebt. Der Verfasser führt in dem Werke seine Lieblingsidee aus, die Wiedergeburt der Familie und des auf diesem Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft sich aufbauenden Gemeindegewebes und Staatslebens durch kräftige Erhebung einer Mutter herbeizuführen.

Bald nach „Menhard und Gertrud“ verfaßte Pestalozzi „Christoph und Else“, in welchem Werke er ein Frauenhaus das letztgenannte Buch lesen und sich über dasselbe unterreden läßt. Der Wunsch, diese Gespräche in jeder Bauernhütte zu sehen, ist nicht erfüllt worden. Ein interessantes Werkchen waren die „Figuren zu meinem Abc-Buche“, eine Reihe von Fabeln, die mancher Sinnige darbieten. Das letzte Buch, das Pestalozzi damals ausarbeitete, „Die Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengehirns“, ist das Erzeugniß dreijähriger, mühseliger Arbeit. Es ist von Rousseau'schen und anderen fremden Ideen beeinflusst und von seinem Verfasser selbst

als ein Zeugniß seiner inneren Unbehilflichkeit beschrieben. So geht denn auch diese zweite Periode in Pestalozzi's Leben trotz ihres glänzenden Anfangs traurig aus.

Da wälzten sich die Wogen der Revolution von Frankreich her in die Schweiz und brachten Pestalozzi's Herz wieder auf seine Volkserziehungswünsche, die so alt waren wie sein Denken. „Ich will Schulmeister werden!“ erklärte er damals.

1798 wurde der Kanton Unterwalden von den Franzosen verwüstet. Viele väter- und mutterlose Kinder irrten ohne Obdach und Pflege umher. Auch Stanz wurde eingeeicht. Aus den Ruinen dieses Städtchens sollte Pestalozzi neuer Ruhm erblühen. Er folgte freudig dem Rufe der Regierung, sich der armen, verlassenen Kinder anzunehmen.

Noch ehe das ihm zugewiesene Urkultnerinnen-Kloster in einen wohlthigen Stand gesetzt worden war, hatten sich schon 80 arme Kinder eingefunden. Ohne häusliche Einrichtung beginnend, nur mit Unterstützung einer einzigen Magd, ward er dieser großen, größtentheils verwilderten und verwahrlosten Schaar in Allem Alles. Nicht bloß, daß er Tag und Nacht in ihrer Mitte war und über sie wachte; er that ihnen Dienste, welche Eltern, wo sie können, der Magd überlassen. Er wusch und reinigte sie von dem Schmutz ihrer Verwahrlosung, kleidete sie und lehrte sie einander Bestand leisten. Er war ihr Krankenpfleger und ihr Lehrer, ohne Beihülfe, die Tenne sein Auditorium. Was ihm unter die Hände kam, vermandelte sich ihm in Belehrung und Unterricht. Und dabei vertheidigte er sie gegen das Vorurtheil ihrer Angehörigen, die sie dem Neuerer entreißen wollten.

Alein gegen die im folgenden Jahre zurückfluthende Kriegswelle konnte er sie nicht vertheidigen. Sie zerstreute seine Heerde, als er eben ihre Liebe sich erworben und das Schwerste überwunden hatte. Pestalozzi hatte seinen Körper bei der übermenschlichen Anstrengung fast aufgegeben; er suchte kurze Erholung auf dem Gurnigel, „dem Stein im Meere“, auf dem der „Schiffbrüchige“ ruhte, um wieder schwimmen zu können.

Aber noch ehe das Jahr zu Ende geht, finden wir ihn schon wieder auf einem neuen Arbeitsfelde zu Burgdorf im Kanton Bern, wo er zuerst in der niedrigsten Schule „der Hinterassen“ in der Vorstadt und später an einer sogenannten Lehrgottenschule unterrichtete. Im Jahre 1800 gründete er mit Hermann Krüsi, einer verwandten Seele, eine Erziehungsanstalt, für welche ihm die Regierung das leer stehende Burgdorfer Schloß überließ. Dieses Institut erfreute sich eines schnellen, trüblichen Ge-

deliens. Hier in Burgdorf schuf Pestalozzi ein Werk, das für die Volksschule von grundlegender Bedeutung werden sollte: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.“ In diesem Werk gründet der Verfasser die Pädagogik auf die Psychologie und erblickt in der sinnlichen Anschauung das Fundament aller Erkenntnis. Hat das selbe seinen ursprünglichen Zweck, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten, auch verfehlt, so hat es doch vermocht, „den europäischen Schulwagen umzukehren und in ein anderes Geleise zu bringen.“

Weil Pestalozzi selbst fühlte, daß die vorgenannte Schrift keine Anleitung war, wie er sie hatte geben wollen, so schrieb er bald darauf sein „Buch der Mütter“ oder „Anleitung für Mütter, ihre Kinder bemerken und sprechen zu lehren“. Dieses Werk war, wie er später selbst erkannte, ein pädagogischer Mißgriff.

Als seine Anstalt in Burgdorf befehlend wies die Regierung das dahin von ihm benutzte Schloß dem neu ernannten Amtmann als Wohnsitz an. Pestalozzi siedelte mit seinem Institut nach München = Buchsee über. Da aber seine Lehrer die Leitung desselben an Fellenberg übertrugen, der in dem nahen Hofwyl einer Schule vorstand, so nahm Pestalozzi, um wieder unabhängig zu werden, gern die Einladung der Stadt Yfferten an und verlegte seine Anstalt 1805 dorthin.

Hier erlangte dieselbe eine europäische Berühmtheit. Schüler aus allen Ländern Europas, ja aus Nordamerika strömten nach Yfferten zu Pestalozzi und verpflanzten seine Lehrart in ihre Heimath. Fürsten, Gelehrte, Staats- und Schulmänner suchten ihn auf. Sein Bundesgenosse war das erwachende Leben der Völker.

Die Glanzperiode des Instituts in Yfferten währte jedoch nicht lange. In der Anstalt selbst bildeten sich Parteilungen, der Geist der Zwietracht zog in sie ein und nagte langsam an ihrem Lebensmark, bis er endlich zu ihrer Auflösung führte, die gleichzeitig mit der einer anderen, von Pestalozzi gegründeten Schule erfolgte.

Aus dem Erlös der im Jahre 1818 erschienenen Gesamtausgabe seiner Werke hatte der edle Menschenfreund nämlich an seinem 78. Geburtstag ein Kapital von 50.000 Gulden gestiftet zur Errichtung eines Armenhauses in Glindy bei Yfferten. Doch mißlang aus dieses Unternehmen, und so hob Pestalozzi im Jahre 1825 beide Anstalten in Yfferten auf.

Still auf gerettetem Boot lehrte der Greis in den Hafen zurück — nach Neuhoß, wo er bei seinem einzigen Enkel Aufnahme fand. Nachdem er hier noch seinen „Schwanengesang“ und seine „Lebensschicksale“ geschrieben hatte, legte er am 17. Februar 1827 sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe nieder.

Pestalozzi war einer der größten Pädagogen aller Zeiten. Seine Größe liegt aber nicht in dem, was er als Lehrer und Erzieher oder als Leiter seiner Anstalten geleistet hat — dazu war er viel zu unpraktisch —, auch nicht in seiner Methode, die keine durchaus haltbare Grundlage hat, auch nicht in seiner Forderung, der Natur zu folgen, und in seiner psychologischen Fundamentierung des Unterrichts, sondern in seinen anregenden Ideen und in der Macht seiner persönlichen Einwirkung, wodurch er zahlreiche Schüler begeisterte, die später fast in allen Ländern Europas

für die Verbesserung der Schulen, namentlich des Elementarunterrichts, ausgezeichnet thätig waren. Die deutsche Schule ward eine Pestalozzische Schule, ihre bedeutendsten Vertreter waren Anhänger Pestalozzis, und unter dem Zeichen dieses Namens hat das deutsche Volksschulwesen eine Höhe erkliegen, wie sie bis dahin nirgends erreicht oder auch nur für möglich gehalten worden war.

## Johann Heinrich Pestalozzi.

(Zu seinem 150. Geburtstag am 12. Januar 1896.)

All-Deutschlands Lehrer voll Begeisterung scharen sich heute um das frischbekränzte Bild Des Mannes, der vor 150 Jahren Geboren auf Helvetiens Gefäß, An dem, gleich einer Leuchte, sind entglommen Viel tausend Geister, die schon längst verweht, Und dessen Name allen, kaum vernommen, Noch heute zündend durch die Herzen geht.

Was war es, was ihm Ruhm und Ehre brachte Und seinen Namen durch die Lande trug, Daß alle Welt voll Ehrfurcht sein gebachte Und jedes Herz ihm heiß entgegenlug? Das war die Liebe, die er ohn' Ermessen Der ganzen Menschheit selbstlos dargebracht, Und diese Liebe hat ihn unvergessen Für alle Zeit und Ewigkeit gemacht.

Wie Christus eilt in herzlichem Erbarmen Der Ärmsten und Geringsten nur gedacht, So hat auch Pestalozzi stets den Armen In Bruderliebe Trost und Hül' gebracht: Er war der Waisen und Verlassnen Vater — Wohl aller Väter schönstes Musterbild —, Der Unterdrückten Anwalt und Berather, Der frommen Anschulb treuer Schirm und Schild.

Ihn jammerte des Volkes Herzensleere, die Sittenlosigkeit und Unverstand. Drum gab er ihm als Geistes-Waff und Wehre Das Buch „Gertrud und Gertrud“ in die Hand, Daraus die Mütter sonders lernen sollen, Wie Kinderzucht und Elternliebe sei, Wie man der Kleinen Denken, Fühlen, Wollen Mit aller Sorgfalt übe froh und frei.

„Nur wo man alle Kräfte und Vermögen Des Geistes pflegt harmonisch jeberzeit, Nur da erblüh'n dem Menschen Glück und Segen, Nur da gedeih' die edle Menschlichkeit.“ Das war das Wort, mit dem des Glends Quelle Er steuern wollte und des Volkes Noth, Das mähtlich in das Dunkel brachte Helle Und strahlend schuf ein neues Morgenroth.

Hob Dank, du Edler, für dein redlich Mühen, O, nicht umsonst hast du geschofft, gelebt. Die Saat, die du gesät, hängt an zu blühen Und Frucht zu bringen, die du einst erstrebt: Der Menschheit Kräfte sieht man sich entfallen Voll Harmonie zu schönster Menschlichkeit. O Pestalozzi, deiner Liebe Warten Verleiht dir ewige Unsterblichkeit!

Elbing.

Eduard Müller.

## Aus dem dunklen Paris.

Kriminalistische Skizzen von Paul Lindenber.  
Nachdruck verboten.

III.

### Aus den Geheimnissen der Sicherheitspolizei.

Wer, der je Paris besucht und seine Schritte nach der Seine-Insel gelenkt, hätte nicht mit lebhaftem Interesse die sich zur Seite des Justizpalastes nach dem Flusse zu erhebenden trostigen Thürme und grauen Gemäuer betrachtet, über die manch Jahrhundert hinweggebraut ist, und die doch noch so fest und gebietend, unberührt vom Wandel der Zeiten, dastehen, als ob in unbeschränkter Machtfülle noch heute die Könige von Frankreich regierten, die im fünfzehnten, im vierzehnten Jahrhundert hier im alten Herrscherpalaste, zu dem jene feineren Erinnerungstheile gehörten, residirten. Der Pariser aber betrachtet sie mit einigem Unbehagen, in welches sich ein gewisses Frauen mischt, sie bedeuten für ihn Polizei und Gefängniß, denn hinter jenen finsternen, von Militärposten scharf bewachten Mauern befindet sich das „Depot“, die Untersuchungshaft, eng zusammenhängend mit den Räumen der Sicherheitspolizei, die man bei uns meist als „geheime“ bezeichnet. Und wie die Mehrzahl der anderen großstädtischen Bevölkerungen, bringt auch diejenige von Paris jener Geheimpolizei weniger Zutrauen und Wohlwollen als Abneigung und Furcht entgegen und ist froh, wenn sie in keiner Weise mit ihr zu thun hat. Dies Gefühl mag noch bekräftigt werden durch die mit jenen Thürmen und ihrer nächsten Umgebung eng verknüpften blutigen Erinnerungen; von hier aus wurden unzählige Opfer der großen Revolution zur Guillotine geschleppt, hier spielten sich manche Schrecken grimmiger Empörung ab, und von einem Flammenmeere umwoigt waren jene Reste des einstigen Königsstizes in den 1871er Maitagen der Kommune, denn die wilden Scharen hatten den Justizpalast und die gegenüber stehende Polizei-Präfektur in Brand gesteckt, nachdem sie an zweihundert hier gefangen gebaltene Verbrecher befreit hatten, damit diese gegen die Verfaller Truppen kämpften; als sich aber jene weigerten, wurden sie von den Injurgen wie reißende Thiere niedergeschossen oder in die Flammen zurüdgetrieben.

Schon jene eben erwähnte Präfektur hatte nur einen Theil der Polizeibehörden beherbergt, und das ist bis heute so geblieben, nicht zum Vortheil der Gesamtwaltung. Im Gegensatz zu Berlin ist die Pariser Polizei städtisch und ihr Chef, der Polizei-Präsident, dem ersten Stadthaupt gleichgestellt; aber er wird nicht von dem Vorgesetzten gewählt oder ernannt, sondern vom Minister des Innern, und auch hieraus ergeben sich mancherlei Zwifligkeiten, sei es mit der Stadtwaltung, sei es mit der Regierung. Während der Polizei-Präsident, gegenwärtig der lebenswürdige Herr Lepine, sein Cabinet und die Bureaux für politische Angelegenheiten u. s. w. in der dem Justizpalaste gegenüber liegenden Stadtkaserne hat, ist die Sicherheitspolizei im Justizpalast selbst untergebracht, zum Theil in ganz unwürdigen und ihrem Zweck wenig entsprechenden Räumen. Sie zählt gegenwärtig etwas über dreihundert Beamte, die unter dem Befehl des „Chefs der Sicherheit“, Herrn

Cocheret, stehen, und die in erster Linie dazu berufen sind, den Kampf gegen das dunkle Paris zu führen. Interessant ist, daß diese Geheimpolizei von einem begnadigten Galeerensträfling, Namens Vidocqu, 1812 mit vier Agenten begründet wurde, da man zu jener Zeit noch der Meinung war, daß nur einstige Verbrecher erfolgreich den Schlichen ihrer ehemaligen „Kollegen“ nachzuspüren vermöchten. Unter dem dritten Napoleon erreichte die Geheimpolizei ihren größten, oft unangebrachten Einfluß, denn sie wurde weit mehr zu politischen und manchmal auch recht romantischen Zwecken als zum Schutze der Einwohnerschaft verwendet.

Das ist glücklicherweise anders geworden. Die Pariser Sicherheitspolizei — und nicht nur sie, sondern auch der öffentliche Sicherheitswachtdienst — kommt ungeachtet der ihr zur Verfügung stehenden verhältnißmäßig recht geringen materiellen Mittel und auch der wenig starken Zahl ihrer durchaus nicht gut bezahlten Beamten ihrem schwierigen und verantwortungsvollen Berufe in hingebendster und opferfreudigster Weise nach, wovon wir gleich mehr noch erzählen werden. Die Geheimpolizisten rekrutiren sich aus allen möglichen Kreisen und Ständen und rücken, wenn sie sich bewährt haben, langsam in höhere Stellen auf; ihr Ehrgeiz wird stets aufs Neue durch offizielle Beförderungen, durch Belohnungen in Orden, auszeichnungen oder barem Geld genährt, und schon die Erwählung ihres Namens in den Zeitungen genügt, um sie für manche Mühe, manche sorgenvolle Stunde und vergebliche Geduldssprobe zu entschädigen. Die Agenten gehen immer in Civil, je nach den ihnen gestellten Aufgaben tragen sie die Kleidung eines Arbeiters, dann die bekannte „blaue Blouse“ vieler Gewerbetreibenden, das Costüm eines Packträgers, Dienstmannes, Chauffee- und Bahnwärters u. an. Als Erkennungszeichen gilt eine starke Pappkarte, dann führen sie noch zwei zum Fesseln der Verhafteten bestimmte, mit hölzernen resp. eisernen Knebeln versehene Sessel bei sich, das eine, „Cabriolet“ genannt, 25 Centimeter lang, um nur die eine Hand zu fesseln, das andere, „Vigotte“ bezeichnet, bedeutend länger, um die Arme fest an den Körper zu binden. Als Waffe dient ein Revolver neuester Construction, den sie jedoch nur in den gefährlichsten Fällen mitnehmen, sie verzichten sogar meist auf einen Stock, um die Hände frei zu haben, und verlassen sich mehr auf ihre List, Anerschrockenheit und plötzliche Ueberrumpelung der zu Verhaftenden. Bei Verstößen tritt nämlich fast immer ein Augenblick der Erstarrung ein, sie sind wie gelähmt, und diesen Moment muß der Polizist zur Fesselung benutzen; verläumt er ihn, so darf er sich bei schweren Verbrechen auf einen heftigen Kampf gefaßt machen, denn jener nur Sekunden währenden Veräufung folgt meistens ein furchtbarer, an Raserei streifender Wuthausbruch. Zuweilen ergeben sich auch die zu Arrestirenden sofort, wenn sie sehen, daß jeder Widerstand und Fluchtversuch vergeblich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: A. Schulz in Elbing.

Druck und Verlag von H. Gaatz in Elbing.

# Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 10.

Elbing, den 12. Januar.

1896.

## Wege des Schicksals.

Original-Roman von Heinrich Norbert.  
Nachdruck verboten.

12)

Er war ganz erstarrt und fast nicht mehr im Stande, ein Glied zu bewegen. Nachdem er sich erhoben, taumelte er wie ein Trunkener. Zwei Männer griffen unter seine Arme und zogen ihn im Vauschritt mit sich fort.

Am Eingang des Parkes steht ein Restaurant, das erste Haus auf dem Wege zur Stadt. Dorthin ging es in größter Eile. Die anderen waren bereits hier untergebracht und die Aerzte schon zur Stelle. Für sich brauchte er keinen.

Das letzte Zimmer des Wirths ward im Handumdrehen von Gästen geräumt und Otto von Reden hereingebracht. Man entledigte ihn rasch der nassen und gefrorenen Kleider, schaffte wollene Decken und Tücher herbei und begann seine von der Kälte steifen Glieder zu froittiren. Es war ohne Mühe zu erkennen, daß die derben, schwieligen Fäuste dieser Männer zu einem solchen Geschäfte noch niemals gebraucht und auch wenig geschickt dazu waren. Aber als Otto von Reden wieder im Vollbesitz seiner geistigen Fähigkeiten war, rührte ihn doch, was er sie thun sah. Sie waren um den Erretter ihrer Verunglückten bemüht und ihre dankbar glänzenden Augen sagten ihm, wie gern sie versuchen möchten, sich ihm dankbar, anhänglich zu erweisen.

Ein Mann war bereits nach dem Hotel gelaufen, um Wäsche und frische Kleider für Otto herbeizuholen. Inzwischen mußte der Schlafrock des Hausherrn aushalten.

Der Wirth brachte ein dampfendes Glas Grog; das that seine Schuldigkeit.

„Ist es sicher, daß alle gerettet sind?“ fragte Otto.

„Alles gerettet.“

„Und die Verunglückten? Geben die Aerzte Hoffnung?“

„Die beste; sie sind alle bis jetzt wenigstens zum Bewußtsein zurückgeführt.“

„Gott sei Dank!“ rief er erleichtert aus, dann streckte er sich auf ein Sopha aus und verfiel in einen festen, tiefen Schlaf.

Die Anderen verließen geräuschlos das Zimmer.

## Sehntes Kapitel.

Noch spät am Abend hatte man Marie Schiffer von dem Restaurant am Eingang des Parkes auf ihren wiederholt lebhaft geäußerten Wunsch nach ihrer Wohnung in einer Droschke übergeführt. Es war ja, wie bereits bekannt ist, der Kunst der Aerzte gelungen, die Ohnmächtige und Bewußtlose ins Leben zurückzurufen, aber als eine Folge der Katastrophe war auch bei diesem jungen und kräftigen Geschöpf ein Erkältungsfi.ber mit großer Sicherheit vorauszu sehen.

Das bestätigten auch die Aerzte. Ja, die nicht von der Schwester gewichen war, seit jene wieder zum Bewußtsein gekommen, fand es natürlich für die Kranke weit angenehmer, dieses zu erwartende Fieber in ihrem eigenen Bette zu überstehen, als an einem fremden Orte und bei fremden Menschen. Ihrem Vorhaben hatten weder Marie, noch die Doktoren widersprochen. So war denn der Transport der Schwester in die väterliche Wohnung noch am späten Abend erfolgt, nachdem die Mädchen den Alten durch eine geeignete Persönlichkeit auf das, was geschehen war, hatten vorbereiten lassen.

Wider Erwarten waren die Fiebererscheinungen nur in sehr mäßiger Weise aufgetreten; Marie hatte eine bessere Nacht verbracht, als man es nach dem ausgestandenen Schrecken erwarten durfte. Ihre Schwester, die mit Ausdauer am Bette der Kranken ausgehalten hatte, war gegen Morgen vor Müdigkeit eingesnickt. Und als sie, über ihren leichten Schummer selbst erschrocken, wieder aufwachte, da sah sie die klaren und offenen Augen der Kleinen auf sich gerichtet.

„Was ist es an der Zeit?“ fragte Marie mit leiser Stimme.

„Es ist Morgen, die Nacht liegt hinter uns.“

„Hast Du Nachrichten von ihm?“

„Du meinst von dem Freiherrn? Gestern Abend lauteten die Nachrichten über sein Befinden günstig. Er ist ein kräftiger junger Mann und wird das leicht ertragen, was Du, Siebling, auch aushalten mußt, heute habe ich noch nichts gehört.“

„Wenn ich nur wüßte, wie es ihm ginge.“

„Wir werden es im Laufe des Tages schon erfahren.“

„Er ist ein edler Mann.“

„Das weiß der Himmel, ein Mann voll Herz und Muth.“

„Wenn Otto käme?“

„Kind, woher weißt Du, wie er mit seinem Vornamen heißt?“

Die Kleine barg ihr glühendes Gesicht in den weißen Ärmeln.

Man hörte im Nebenzimmer einen auf die Dielen stampfenden Stoß. Der alte Schiffner war von seinem Falle wieder soweit genesen, daß er sich allein fortzubewegen vermochte, wenn er den Stoß zu Hilfe nahm.

Er trat ein, bot guten Morgen und fragte nach dem Befinden seines Kindes.

Die Nachrichten, die er empfing, beruhigten ihn. Er sprach das auch aus: Aber man sah gleichzeitig schon an seinem ganzen Gesichte, daß ihm das Ereigniß im höchsten Grade fatal und unbequem war. Und er nahm geradezu Veranlassung, mit seiner Meinung herauszurücken.

An dem Ereignisse selbst, an dem ein unglücklicher Zufall die Schuld trug, war ja nichts mehr zu ändern und er konnte nur dem Himmel danken, daß es noch so günstig verlaufen war. Aber daß der Retter seiner Tochter der Freiherr von Neden, gerade dieser gewesen, das war ihm fatal und höchst unangenehm.

Natürlich stieß er bei den Töchtern auf lebhaften Widerspruch. Die Dankbarkeit drückte auf ihre Herzen. Und Ida sagte es rund und glatt heraus, daß Benehmen des Vaters sei ihr ganz unverständlich.

„Darauf kommt vorläufig nicht sonderlich viel an,“ erklärte der Alte. „Ich habe dazu meine guten Gründe und bin nicht Willens, Euch diese weiter auseinanderzusetzen.“

„Du verachtetest Dich vor uns in ganz anderer Weise, als das sonst zu geschehen pflegte,“ sagte Ida.

„Lassen wir das,“ antwortete der Vater. „Jetzt bleibt mir nichts Anderes übrig, als in den sauren Apfel zu beißen und hinzugehen, um ihm zu danken.“

„Das ist ein natürliches Gebot der Pflicht und des Anstandes,“ entgegnete Marie. „Und ich werde ihm selbst danken, sobald es mir möglich.“

Wie das nicht anders sein konnte, hatte das Ereigniß auf dem Barksee schon am Abend, an welchem es geschah, ein berechtigtes Aussehen in allen Kreisen der Residenz hervorgerufen. Otto war einige Stunden später zu Wagen von seinem ersten Aufenthaltsorte nach dem Hotel zurückgekehrt. Ueble Folgen verspürte er von seinem kalten Bade nicht. Seine jugendliche-kraftige Natur hatte alle Nachwehen davon rasch und glücklich überwunden.

Noch am späten Abend kam der Rittmeister, der eben im Casino von jenen Vorgängen Kunde erhalten hatte. Er war voll Wärme und Liebenswürdigkeit und machte von den Dingen ein größeres Aufsehen, als dem Weltklingsten eigentlich lieb war. Als er wieder wegging, schied er mit der Versicherung, daß er es für seine Pflicht erachte, noch am selben Abende den Seinigen Nachricht von der

großherzigen That seines Vaters zu überbringen. Wer die Geretteten wären, davon war zwischen den beiden Verwandten nicht die Rede; es schien also nicht, als ob dieser Umstand von besonderem Interesse für den Rittmeister sein könne.

Die Morgenblätter der Residenz brachten spaltenlange Berichte über den Vorfall. Jedes hatte seine besondere Art, ihn zu erzählen, aber alle stimmten in dem Lobe über die mannesmüthige That und die Kühnheit des Retters überein. War der Name des Freiherrn Otto v. Neden in der Residenz bis dahin schon ziemlich bekannt gewesen, jetzt wurde er es ganz. Ueberall, wo ihrer zwei oder drei zusammen saßen oder standen, war von ihm die Rede.

Der Amerikaner, dem es unangenehm gewesen wäre, heute mit seiner gewöhnlichen Gesellschaft zusammenzutreffen, weil er voraussetzen mußte, daß man auch dort des Lobes über sein Thun voll sein werde, vermied es, am folgenden Vormittag auszugehen. Wenn er damit auch seine eigentliche Absicht vollkommen erreichte, so entging er dafür einem anderen Begegnisse nicht, das er wohl auch als unvermeidlich vorausgesetzt haben mochte.

Von den Eltern der geretteten Kinder kamen nämlich zwei Väter und eine Mutter, eine Wittve, um dem Retter ihrer Kinder zu danken. Es waren alle Drei nur einfache Bürgerleute und einfach in Reden und Gebarden. Aber so wenig berebt ihr Dank auch war, der Amerikaner fühlte sich durchaus angenehm davon berührt.

Der Vormittag war schon ziemlich weit vorgeschritten, als auch Kanakist Schiffner erschien, um seinen Dank abzustatten. Otto stand am Fenster seines Zimmers und sah ihn kommen. Wahrscheinlich hatte er gefürchtet, bei dem noch immer glatten Weg, mit seinem noch nicht völlig wiederhergestellten Beine wieder zu fallen, denn er kam auf einem Stuhlschitteln, den ein halbwüchsiger Knabe schob, vor der Thür des Gasthofs angefahren.

Die Unterredung zwischen den beiden Herren war eine durchaus kurze und formelle.

Ganz mit denselben Zeichen von Beklemmung und Verlegenheit, die Otto schon früher Schiffner zu bemerken Gelegenheit gefunden hatte, brachte der Alte seinen Dank in einigen Worten vor. Und als er damit zu Ende gekommen war, fügte er hinzu, — er mochte sich im Laufe des Vormittags die Sache wohl anders, als nach seinen Worten am Morgen überlegt haben — daß auch seine Tochter den Herrn Freiherrn bitten lasse, ihr zu gestatten, ihm persönlich danken zu dürfen.

Der Amerikaner erwiderte darauf:

„Ich weiß, daß Ihnen der Weg zu mir wenig angenehm gewesen ist, Herr Schiffner allein, da Sie sich veranlaßt gesehen haben, einer Form zu genügen, so ist das, was Sie wollten, erreicht. Ich muß es aber ablehnen, daß sich Ihr Fräulein Tochter zu mir bemüht. Sie wissen, ich bin weder an große Dankbar-

Leibbezeugungen gewöhnt, noch nach solchen Begierig. Und da ich bestimmt weiß, daß Sie zu der Absicht Ihrer Tochter nur mit Widerwillen Ihre Zustimmung gegeben haben, so ist es besser, die Ausföhrung dieser Absicht unterbleibt überhaupt. Sagen Sie dem Fräulein, daß meine besten Wünsche für ihr Wohlergehen sie auf ihrem weiteren Lebenswege begleiten."

Und nach einigen weiteren kurzen Worten des Höflichkeit schieden sie von einander.

Der Rittmeister Curt von Reden ging in der Dämmerung desselben Tages hinaus auf's Schloß in die väterliche Wohnurg.

Er hatte eigentlich beabsichtigt, mit seiner Schwester Isabella darüber Rücksprache zu nehmen, ob es ihr gelungen sei, die albernern Vorurtheile des Grafen von Flemming bezüglich seiner Erbschaftsangelegenheiten zu bessern und mit ihr zu berathen, was, wenn das nicht geschehen sein sollte, nunmehr wohl am besten zu thun sein würde.

Als er aber in's Vorzimmer kam, meldete ihm der Diener, daß der Hofmarschall ihn zu sprechen wünsche.

So trat er denn bei seinem Vater ein.

Der Hofmarschall war in seinem Arbeitszimmer, aber allein. Er bot dem Sohne einen Platz auf dem Sopha an, während er sich selbst in einem Fauteuil neben ihm setzte.

"Hast Du die Morgenblätter gelesen, Curt?" fragte er.

"Du meinst wohl, wegen der Geschichte auf dem Parksee, über die ich Dir bereits gestern Abend berichtete?"

"Ja."

"Ich habe sie gelesen, aber ich wußte nicht, daß die schönrednerischen Wendungen der Artikel einen besonderen Eindruck auf mich gemacht hätten."

"Mich interessiert dabei etwas Anderes. Unter den Geretteten befindet sich die jüngste Tochter des Königl. Kanjlisten Schiffer."

"Nichts. Ein bildhübsches Mädchen, das kann ich Dir versichern. Graf von Flemming sagte mir, daß die beiden Schwestern die Aufmerksamkeit meines Vaters erregt hätten."

"Das interessiert mich. Hat er versucht, Beziehungen anzuknüpfen? Vielleicht auch mit dem Vater?"

"Der Alte war neulich gefallen und da hat er ihn nach Hause befördert."

"Ich wünsche, mich über diesen Punkt genauer zu orientiren. Wirßt Du das vermögen?"

"Es wird sich Weiteres ohne große Mühe in Erfahrung bringen lassen."

"Und eine Handhabe hast Du noch nicht gefunden, um — Du verstehst mich!"

"Nein, ich habe noch nichts gefunden. Aber da Du diese Dinge mit jenen sonderbarer Weise veretnigst, so verstehe ich, wohin sie alle Betde zielen. Willst Du mich nicht einen Blick in Deine Karten thun lassen?"

"Es ist noch nicht die rechte Zeit dazu, mein Lieber. Ich erwarte, daß Du handelst."

"Das soll bald geschehen."

"Aber keine Rücksicht! Vorsicht ist auch hier die Mutter der Weisheit."

"Und Geduld führt zum Ziele."

Der Rittmeister vermochte sich nicht wohl zu erklären, was seinen Vater veranlaßt haben mochte, Erklärungen über diese Dinge einzuziehen. Die Töchter des Kanjlisten Schiffer waren nach der Leute Ansicht nichts weiter, als ein Paar hübsche Bürgermädchen, an die man wohl hier und da ein Auge verwenden durfte, aber auch sonst weiter nichts. Ihr Ras war rein und makellos. Das wußte die ganze Stadt, und wenn auch hin und wieder einmal einer der jungen Offiziere den Versuch gemacht hatte, an sie zu kommen, so hatte er doch eben so regelmäßig mit langer Nase wieder abziehen müssen. Vermuthlich würde es seinem Vetter bei einem ähnlichen Versuche nicht anders ergehen. Denn daß ein Freiherr von Reden etwa gar auf die Idee kommen könnte, eines dieser schönen Bürgerkinder zu heirathen, das hätte ihn mit gleich großer Verwunderung erfüllt, als wenn ihm gesagt worden wäre, der Mond hätte der Sonne einen Vormittagsbesuch gemacht.

Er ging vom Vater direkt zur Schwester hinüber.

Auch Isabella war allein.

"Nun," sagte er, indem er sich an ihrer Seite niederließ, "wie steht es mit Deinen An gelegenheiten, Kind?"

"Ich erwartete Dich, Curt," versetzte sie. "Die Sachen stehen selber garnicht günstig. Der Graf will sich nicht belehren lassen."

"So laß Die Erbschaft zum Teufel fahren und halte Dich an den Majoratsherrn."

"Darüber bin ich seit heute nicht mehr im Zweifel. Aber es giebt Schlimmeres."

"Schlimmeres?"

"Gewiß. Flemming weigert sich, die Verlobung mit mir vor sich gehen zu lassen."

"Bist Du bei Sinnen, Isabella?"

"Er schiebt eine Menge nichtiger Gründe vor, um die Sache selbst aufzuhalten."

"Du hast sein Wort?"

"Ich habe es."

"Dann will ich mit diesem wortbrüchigen Schurke reden."

"Wozu soll das führen?"

"Es wird genügen, ihn daran zu erinnern, daß meine Schwester einen Bruder hat."

"Thue das nicht, Curt. Denn wenn Ihr Männer hinter einander kommt, so ist der Dedel zum Pistolenfaßen schon aufgeschlagen."

"Was thut das? Ein eherner Mund spricht bei solchen Dingen das beste Wort."

"Du bist ein Thor, Curt."

"Warum?"

"Wenn Du mir den Mann erschießest, der mich heirathen soll, wie kann mir damit gedient sein?"

(Fortsetzung folgt.)

\* **Abelsball in Volkstrachten.**

Sowohl seitens der Direction des großherzoglichen Alterthums-Museums in Schwerin als auch von Seiten vieler Mitglieder eines mecklenburgischen Adelscomitees werden jetzt nach jeder Richtung hin altmecklenburgische Volkstrachten gesammelt, um dieselben der Nachwelt zu erhalten. Auf einem nächste Woche in Sternberg stattfindenden Balle der mecklenburgischen Landstände werden die Teilnehmer in Trachten aus allen Landestheilen erscheinen, die später dem Museum einverleibt werden sollen. Einer Firma in Rehna ist die Lieferung eines Originalcostüms der Tracht Rehnaer Bäuerinnen übertragen worden. Die alterthümlichen Stickereien wurden mit der größten Sauberkeit nach Originalmustern gearbeitet. Das vom Grafen Pleffen-Zoenack bestellte Costüm repräsentirt einen beträchtlichen Werth. Unter den Fischfrauen in Warnemünde wurde auch Nachfrage gehalten und noch manches werthvolle Stück der alten Volkstracht, deren Grundfarbe dunkel war, gefunden. Der Kopfsputz ist häufig mit reichen Stickereien versehen. Auch die „schwarzen Bauern“ in der Rostocker Gegend, zwischen Bieslow und Sievershagen, werden im Nationalcostüm vertreten sein. Die Mecklenburger Volkstrachten waren im Jahre 1867 auf der Pariser Weltausstellung ausgestellt und erregten das besondere Gefallen des Kaisers Napoleon III.

\* **Eine hübsche Erweiterung des beliebten Ballspielsports** findet jetzt in Paris mehr und mehr Aufnahme, nämlich das Werfen mit Fallschirmbällen. Dieselben bilden hohle, leichte, aus einer aufgepolsterten Seidenhülle bestehende Bälle, die nach unten offen sind und daselbst in vier Zipfel auslaufen, welche durch ein leichtes Holzkreuz untereinander verbunden sind. An dieses Kreuz schließt sich eine Schnur an. Die Fertigkeit besteht nun darin, den Ball im zusammengedrehten, also völlig geschlossenen, kugeligen Zustande so in die Luft zu schleudern, daß derselbe dabei eine drehende Bewegung annimmt, sich aufwickelt und, oben im Scheitelpunkt der Wurfbahn angekommen, sich so entfaltet, daß er der Luft einen großen Widerstand bietet und ganz allmählig aus seiner Höhe herabkommt. Es gewährte daher vergangenen Herbst auf den Pariser Spielplätzen einen sehr angenehmen Eindruck, solche Fallschirmbälle dugendweise in mehr oder weniger beträchtlicher Höhe schweben zu sehen, und der neue Sport fand nicht allein bei der Jugend, sondern auch unter den Erwachsenen

dald viele Freunde, so daß wohl anzunehmen ist, daß derselbe auch nächsten Sommer in Deutschland Ausbreitung finden wird. (Mitgetheilt vom Internationalen Patentbureau, Carl Fr. Reichelt, Berlin NW. 6.)

\* **Ein Brudermord** ist in Alt-Carbe verübt worden, und zwar an dem Tischlermeister Nagel von dessen Halbbruder Franz Wolff. Derselbe war vor etwa sechs Wochen unter Hinterlassung einer Menge von Schulden flüchtig geworden und hielt sich in letzter Zeit wieder heimlich bei seiner Mutter auf. Am Mittwoch Abend hatte er sich nach Bahnhof Friedeberg begeben, um wieder das Weite zu suchen. In einem großen Reisefack trug er eine Menge seines Halbbruder entwandeter Sachen. Dieser hatte von der beabsichtigten Abreise Wind bekommen und wollte ihm die Sachen wieder abjagen. Es gelang ihm dies auch auf dem Bahnhof. Nun trug Nagel den Sack nach dem Grundstück in Neu-Haberwiese, wo die Mutter wohnte. Sein Halbbruder folgte ihm unter fortwährenden Drohungen. Plötzlich vernahm man einen schwachen Knall und mit lautem Aufschrei stürzte Nagel zu Boden. Eine Revolverkugel hatte ihn in den Kopf getroffen. Der Mörder entfloh, seine Spur wird verfolgt.

\* **Das sonderbare Thier.** Ein italienischer Humorist behauptet, wie die „Komanwelt“ mittheilt, in dem Buche eines chinesischen Mandarinen über die Sitten und Gebräuche der Europäer folgende Stelle gefunden zu haben: „Die Völker des Westens pflegen ein seltsames Thier bei sich zu haben. Es hat vier Füße, manchmal auch nur drei, und wenn man will, kann man es zum Singen bringen. Die Männer und häufiger noch die Frauen, manchmal sogar die Kinder, setzen sich davor; dann schlagen sie ihm auf die Zähne und treten ihm ab und zu auch auf den Schwanz. Dann fängt es sofort zu singen an. Sein Gesang ist sehr geräuschvoll, viel lärmender als der der Vögel, aber nicht so harmonisch. Trotz seiner furchtbaren Zähne heißt dieses brave Thier niemals; man braucht es nicht einmal anzubinden, da es nie den Versuch macht, zu entweichen.“ Das sonderbare Thier, das der italienische Scherzbold also definirt, indem er sich in die Seele eines Chinesen hineinversetzt, ist natürlich nichts Anderes, als das -- Klavier.

---

Verantw. Redakteur: A. Schulz  
in Elbing.  
Druck und Verlag von G. Gaatz  
in Elbing.